

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 171.

Dienstag, 24. Juli.

1928.

(A. Fortsetzung.)

Ein verhängnisvoller Abend.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Liesbet Dill.

Nachdem die Kinder zu Bett gebracht waren, machte sich Herr Gontard fertig, um zur Jagd zu fahren. Er war schon angekleidet, in hohen Stiefeln und Lederweste, denn die Nächte waren hierzulande immer kühl. Indem er die Finte umhing und seine Kütze aufsetzte, sagte er zu seiner Frau:

„Es zieht ein Gewitter herauf, gib gut acht, daß nichts passiert.“

Sie lächelte, vor dem Spiegel stehend, und ordnete ihre Haarlocken über der Stirn, eine schmale dunkle Franse, die sie immer sehr glatt gekämmt trug.

„Was für eine unnötige Sorge?“ bemerkte sie leichtthin. „Was soll denn passieren?“

„Nun ja, ich habe immer die Idee, es brennt einmal. So ein altes Haus . . . der ganze Dachboden ist morsch . . . man sollte eben keine alten Häuser übernehmen. Nicht mal von seinem eigenen Vater.“

Sie antwortete nicht und hob mit einer etwas ungeduldrigen Bewegung eine Schublade zu.

„Ja, nun geh doch endlich, Charles.“

Er zögerte noch einen Augenblick, als ob er etwas vergessen habe.

„Was ich sagen wollte, Odette. Hast du gesehen, wie blau Mamas Lippen wieder waren heute Abend?“

„Nein, das habe ich nicht gesehen“, sagte sie, und legte ein paar Handschuhe in die Schublade. „Ich habe nicht darauf geachtet. Sie sieht immer so aus, ich kenne sie nicht anders. Das kommt eben vom Herzen.“

„Ja, es kommt vom Herzen, und das ist es, was mich ängstigt. Ich denke immer, wenn ich mal fortgehe, auch nur für eine Nacht, dann passiert etwas.“

„Um Himmels willen, Charles!“ Die junge Frau drehte sich vor dem Spiegel nach ihrem Manne um, der in der Tür stand, die Klinke in der Hand. „Was hast du nur heute Abend? Erst warten wir den ganzen Nachmittag auf deinen Freund, mit jedem Zuge soll er kommen, und er kommt nicht, dann stehst du da, als ob der Himmel über dir einstürzt, wenn du mal fortgehst. Wie selten geschieht das, daß du einmal wirklich über Nacht aus dem Hause bleibst. Nun hast du dich verabredet und läßt die andern warten . . . und weshalb? Um etwas Eingebildetes, das dich plötzlich überfällt. Geh nun endlich.“

Sie erhob sich und küßte ihn, während sie seinen Kopf zwischen ihre Hände nahm.

Er hielt sie einen Augenblick fest: „Odette.“

„Ja?“

„Gib gut acht, nicht wahr? Und wenn ich morgen mittag wiederkomme, sei doch bitte oben am Kirchhof, dort hält der Wagen. Ich möchte gleich wissen, ob ich mich unnütz geängstigt habe. Ich weiß nicht, es ist das Wetter.“ Er fuhr sich über Naden und Stirn: „Es ist, als ob etwas über einem hängt.“

„Ach ja, geh' nun“, sagte sie lachend. Und so ging er endlich.

Sie hörte seine Schritte auf der Treppe, hörte ihn noch im Hofe mit dem Kutscher sprechen, dann fiel eine Tür ins Schloß.

Sie beugte sich aus dem Fenster und sah ihn durch

die enge Gasse gehen, die nach dem Walde führte. Sie wartete noch einige Augenblicke, dann nahm sie ein Cape und ging ebenfalls hinunter. Die Küchentür stand offen, das Herdfeuer brannte, und in der dämmerigen großen Küche saßen die Leute eben bei ihrer Suppe.

„Ich gehe noch etwas an die Luft“, sagte sie zu Artemis im Vorübergehen. „Ich habe Kopfschmerzen. Legen Sie den Schlüssel hinter den ersten Laden. Sie brauchen nicht auf mich zu warten. Ich gehe vielleicht noch zu meiner Tante.“

Und sie verließ das Haus.

Kurz darauf kam Madame Gontard die Treppe herunter. Sie schaute in die Küche und fragte: „Wo ist denn Frau Gontard eben hingegangen?“

Artemis, die Kartoffeln schälte, antwortete aus ihrer Herdede: „Spazieren, Madame.“

Frau Gontard antwortete nicht, sie sah unzufrieden aus.

Sie hatte heute Abend vorgehabt, mit ihrer Schwiegertochter die Kontobücher abzuschließen. Nun hatte Odette das wieder vergessen. Diese Tante bewohnte ein einsam am Walde liegendes Haus in einem großen, vernachlässigten Garten, in dem seit Jahrzehnten keine ordnende Gärtnerhand etwas getan hatte. Die alte Dame lebte dort allein, machte sich ihre Stuben selbst und hielt vier Kagen; die Leute nannten sie die Kagenmutter. Sie war sehr geizig, verkehrte mit keinem Menschen in der Stadt, nur ihre Nichte besuchte sie zuweilen. In letzter Zeit war Odette oft dort oben hingegangen, meist gegen Abend, und sie kam dann immer sehr spät zurück.

„Ich sag' es auch . . . der einsame Weg . . . man soll sich in acht nehmen, jetzt“, meinte die alte Haushälterin.

„Ach, wer soll einem denn hier etwas tun?“ sagte Madame. Sie war nur ärgerlich, daß man ihr nichts davon gesagt hatte. Sie stieg wieder nach oben, setzte sich in ihr Schlafzimmer ans Fenster an den Schreibtisch, zündete die Lampe an und vertiefte sich in ihre Kontobücher, die sie mit dem Haushaltsbuch und den Rechnungen verglich.

Das Haus wurde allmählich ruhig.

In der Küche verstummte das Geklirr der Bestecks und der Schüsseln, die Leute gingen schlafen. Sie sah den Kutscher über den Hof gehen nach dem matt erleuchteten Stall, in dem die Pferde standen; der Hausbursche Ernest verriegelte das Hoftor; sie hörte Artemis auf ihre Mansarde steigen mit dem Hausmädchen, und dann war alles still.

In der großen, niedrigen Stube war eine sonderbare Enge; es war drückend schwül, als ob die Wände geheizt seien und Wärme ausströmten. Sie atmete schwer, ihr Herz arbeitete unruhig. In der Ferne hörte man leises Donnerrollen. Nun kommt das Gewitter, dachte sie. Sie fürchtete sich nicht und blieb am offenen Fenster sitzen und rechnete und schrieb, ungeachtet des immer stärker werdenden Donners.

Draußen war alles dunkel, fast schwarz; man sah im

Hose nichts mehr als das matte Licht des Stallfensters und die Umrisse des großen, stillen Hauses Dupons, das mit geschlossenen Läden in einem tiefen Garten lag.

Und plötzlich sah sie dort drüben etwas ganz Seltsames. Es war ein Licht, das durch das Haus wanderte. Da die Läden drüben geschlossen waren, konnte man es nur undeutlich sehen. Madame mußte schon ihre neue Brille dazu aufsetzen. Richtig, es war ein Licht, das vom Keller nach dem ersten Stock stieg. Sie sah deutlich Lichtschimmer hinter den Läden der letzten zwei Fenster auf der rechten Seite im ersten Stock. Sollte René doch noch gekommen sein? Dann wieder war alles auf einmal dunkel. Aber kaum hatte sie sich beruhigt, als sie von neuem das Licht sah. Es kam von links und ging nach rechts und blieb in dem letzten Zimmer. Sie sah es deutlich durch den Ladenausschnitt glänzen. Sie stand auf und zog die gestickte Schellenschnur. Es himmelte durch das stille, nächtliche Haus. Gleich darauf erschien Artemis, die Nachthaube schief auf dem Haar, in Pantoffeln und Nachtsack, eine Kerze in der Linken.

„Madame?“

„Sehen Sie doch einmal dort drüben, Artemis“, sagte Madame, die am Fenster stand, „ist das nicht ein Lichtschimmer hinter den Läden?“

„Ich sehe nichts, Madame.“

„Strengen Sie Ihre Augen einmal an, Artemis. Dort rechts, die zwei letzten Fenster.“

„Die Läden sind doch geschlossen, wie kann man da etwas sehen?“

„Aber ich sehe es doch. Es ist ein Licht, das wandert. Und jetzt, sehen Sie, ist es ausgegangen. Nun ist wieder alles dunkel. Ja, das ist sonderbar.“

„Madame, ich glaube, Sie haben geträumt“, sagte die alte Wirtschafterin.

„Ich habe nicht geträumt“, sagte Madame. „Aber was kann das gewesen sein? Soll der Capitaine doch gekommen sein?“

„Nun, dann wird er sicher morgen herkommen“, sagte Artemis, „und dann werden wir ihn hier zum Essen haben. Ich habe die Pastete einmal gemacht.“

Madame antwortete nicht, ihr Herz schlug stark. Die schwüle, drückende Atmosphäre hatte in ihr ein körperliches Angstgefühl erzeugt, das mit ihrem kranken Herzen zusammenhing. Ihr Atem ging mühsam.

„Sie sollten sich hinlegen, Madame“, meinte Artemis.

„Nein, ich will warten, bis meine Schwiegertochter kommt.“

„Ach, das wird immer sehr spät, Madame. Legen Sie sich nur schlafen.“

In diesem Augenblick fuhr ein Windstoß durch die Bäume des Nachbargartens, und ein Blitzstrahl leuchtete durch das Zimmer, der die Frauen blendete. Artemis schrie auf. Madame ergriff die alte Wirtschafterin am Arm. Das Grollen zog rasch näher. Draußen wiegten sich die Bäume im Sturm, der alte Garten kam in Bewegung, der Nachtwind fuhr zwischen Sträucher und Baumäste und schüttelte sie. Irgendwo rollte ein Riegel vom Dache.

Das Gewitter stand direkt über der Stadt, die Blitze züngelten über die Dächer und leuchteten in die Häuser, daß die Menschen aufschrakten aus ihren Betten. Überall wurde das Licht angezündet, Fenster wurden flirrend geschlossen. Der Regen prasselte auf die Straße.

Artemis war zu Bett gegangen, Madame sah am offenen Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Ihr Herz schlug stark, wie immer an solchen Gewitterabenden. Heute war es besonders schlimm. Schon den ganzen Tag bedrückte sie etwas. Das Gewitter hatte eine Erlösung gebracht in der Natur, aber nicht in ihr. Sie fühlte sich umgeben von etwas Drohendem, einer Gefahr, die sich ihrem Hause zu nähern schien. Wo mochte Charles jetzt sein? In der Jagdhütte hoffentlich. Aber daß Odette nicht heimkam? Wo mochte sie noch so spät hingegangen sein? Und wie kam sie nach Hause, bei dem Wetter?

Sie ging hinüber in die Wohnung ihres Sohnes. In dem Schlafzimer lagen noch hingestreut einige seiner Kleider umher. Er war unordentlich und warf immer alles rasch hin. Aber Odette war doch sonst so ordentlich. Sie hatte aber heute alles liegen lassen, so eilig

hatte sie es gehabt, diese Ragenmutter zu besuchen. Merkwürdig, was sie jetzt plötzlich zu der alten Tante hinzog. Die Erbschaft? Du lieber Gott, die Longeville überlebte sie sicher noch alle. Sie war ja kaum sechzig. Und Odette war gar nicht berechnend. Für das Geschäft hatte sie absolut kein Interesse.

Sie war keine ideale Schwiegertochter, wenn sie sich auch äußerlich vertrugen — innerlich bestand zwischen ihnen kein Band.

Und daran hatte auch der gutmütige und in seine hübsche Frau verliebte Charles nichts ändern können.

(Fortsetzung folgt.)

Petrarcas und Lauras Stadt.

Von Editha Kühn.

Als vor etwa sechshundert Jahren der Papst in das Exil von Avignon ging, das in der Geschichte als die „babylonische Gefangenschaft der Kirche“ bezeichnet wurde, siedelte auch Petrarca dahin über, um mit seiner Rechtsgelehrsamkeit dem Oberhaupt der Kirche in seinen vielen Streitigkeiten und Auseinandersetzungen mit dem König von Frankreich beizustehen. Hier erblickte er am Karfreitag 1327 in der Kirche der heiligen Klara die fünfzehnjährige Laura de Noves. Da traf ihn Amors Pfeil und schlug ihm eine unheilbare Wunde, von der er, — wie sein Landsmann Dante beim Anblick Beatrices, — sein Leben lang nicht wieder genes. Weder seine Liebe zur Wissenschaft noch seine Reisen auf den Spuren der Antike, auch nicht die Heirat Lauras konnten ihn von seiner Leidenschaft heilen.

In der Einsamkeit von Vaucluse bei Avignon stöhnte er den Verzicht auf die Angebetete in platonischen Versen aus. Dann wieder stammelte er seine Leidenschaft in feurigen Liedern an die geliebte Frau, die im Laufe der Zeit Mutter von elf Kindern wurde und ihm nie die geringste Gunst gewährt haben soll.

Dafür waren ihm die Muses um so anädiger und verhassten ihm in Rom zur Dichterkrönung. Er kehrte nach Avignon zurück, wo Laura 1348 an der Pest starb. Seinen Schmerz über den Verlust der Herrin seines Herzens strömte er in wehmütige Klagen aus: „Den Schlüssel zu mir hat sie fortgetragen. . . . Doch ich bin einsam unter toten Leiden.“ Erst nach Jahren vertauschte er Vaucluse, wo er sich von den Winden der Provence und den Liedern der Troubadours umwehen ließ, mit einem Palast in Venedig, zugleich von seiner Dichtung Abschied nehmend: „Die Lust der Welt wird wie ein Traum versprühen.“

Noch steht in Avignon die unscheinbare Kirche der Franziskaner, in der Laura beigesetzt wurde, von Lauras Grabe hat die Zeit jede Spur ausgewischt. Doch unsterblich schreitet ihre Gestalt in Petrarcas Sonetten durch die Jahrhunderte.

Auch Petrarcas Tusculum am Wasserfall von Vaucluse ist in Staub zerfallen. Die Sorgue, deren klare, frische Wasser der Dichter beglückt gezeihen, muß jetzt Wassermühlen treiben und Geldwerte schaffen, statt Dichter zu begeistern. Aber noch erinnern die Ruinen eines Schlosses auf der Höhe an den Kardinal von Carrales, mit dem Petrarca befreundet war. Noch immer ist das Sorguetal anmutsvoll, das Petrarca, ein großer Liebender der Natur wie Franz von Assisi, mit seinem Hunde durchstreifte, um der Sprache der Tiere und Pflanzen zu lauschen, statt in dem lauten Treiben des päpstlichen Hofes von Avignon Naturgefühl und Empfindsamkeit zu verlieren. Wie er in seinem Brief an die Nachwelt sagt, stellte er die Liebe zur Freiheit über jeden Zwang. Und, weise wie Goethe, teilte er sein siebenzigjähriges Menschendasein ein, indem er der Natur und den Wissenschaften fleißig wie eine Biene den Honig aussaugte.

Die Päpste, denen Petrarca als Jurist diente, haben in Avignon einen großen, festungsartigen Palast errichtet, als Zeichen einer Macht, die durch Philipp IV., den Schönen, sehr beschränkt war. Dieser König von Frankreich hatte mit einer Selbstständigkeit, die in jenen mittelalterlichen Zeiten überrascht, Papst Bonifatius VIII. den Gehorsam verweigert. Der hatte sich so darüber geärgert, daß er am Herzschlag starb. Nun setzte Philipp den Erzbischof von Lyon zum Papst ein und verlangte, daß er in Avignon seinen Sitz nähme. Von 1309—1377 führten nun sechs Päpste in Avignon einen glänzenden Hof und fügten dem Papstschloß einen Saal mit dem andern an, verbanden die Räume durch Treppen, Treppchen und verdeckte Gänge, so daß ein Laborschiff entstand, durch das die Fremdenscharen jetzt eine Stunde lang geführt werden.

Der Gesamteindruck der Papstburg ist mächtig, düster und gotisch, wie sie mit den meterhohen Wänden, den Zinnen

und Ecktürmen auf einem Kastelfelsen über der Rhone thront und schon aus weiter Ferne die Provencallandschaft beherrscht. Wuchtig wirkt die kaum gegliederte Schauffeite, zu deren Spitzbogen eine Freitreppe hinaufführt.

Ein alter Kastellan erklärt die Burg, ein echter Südländer. In pomphaft dahintrollenden Säken, mit dem Stolz des Provencalen auf die Heimat, erklärt er Brunthallen, Kapellen und Bilder. Er verrät dabei ungewöhnliche Kenntnisse, zeigt sich auch bewandert in der einschlägigen Literatur und vergißt nicht, vor den Professoren der Sorbonne seine Reverenz zu machen.

In geradezu vorbildlicher Weise weist er einige junge Burtschen zurecht, die über etwas zu lachen wagen. Die haben nun nicht mehr zu lachen. Denn im Verlaufe seiner schwungvollen Reden bekommen sie noch einige Male zu hören, daß die Jugend das Alter ehren müsse.

Man stolpert treppauf, treppab über Vertiefungen im Fuhboden, die den Pächtern als Hohlhöhlen dienen. Von den galanten Geschichten einer Gräfin Johanna, die er mit Wit und großer Schnelligkeit erzählt, sind den Ausländern die meisten pikanten Details entgangen. Zur Unterstützung seiner Worte setzte unter Donner und Blitz ein Gewitter ein, wirkungsvoller „Coup de théâtre“ für den romantischen Ort.

Fernabdonnernd zog es über die fruchtbaren Felsen und Olivenaine der Provence nach Arles und Nîmes, wo es sich über den Römertrümmern weiter ausbreitete, während wir zur Kathedrale von Avignon hinaufstiegen. Die romanische Pforte stand offen, und die Sonne leuchtete auf zwei Heiligen Frauengestalten in der Vorhalle. Von der Kirchenterrasse pflanzte die Pächter die Volksmenge auf dem großen Burgleise zu segnen.

Von dem Park, der den Burgfelsen krönt, schweift der Blick von dem Denkmal des Fürbers, der Frankreich mit dem Rot seiner Soldatenhosen beschenkte, weit über die Rhoneebene zur Brücke von Avignon, von der es in dem bekannten Kinderliede heißt, daß jedermann dort tanzte. Die breite Rhone fließt geruhlos durch Bogentürme und umspült die kleine Kapelle, die als Verkehrshindernis auf ihr steht.

Am jenseitigen Ufer leuchten gelblich die mächtigen Rundtürme von Villeneuve-les-Avignon, der Festung, die der nicht nur schöne, sondern auch kluge Philipp IV. als Drohung der Papstburg gegenüber errichtete. Der Gewitterhimmel spiegelt sich in dem breiten Strom, an dem die Fischer mit drehbaren Drahtnetzen den Fischfang betreiben.

Hinter den vier Kilometer langen vieltürmigen, sinnengetrübten, torgeschmückten mittelalterlichen Stadtmauern bergen sich enge Gassen und alte Häuser, an denen hier und da ein schönes Portal auffällt, dort eine kleine Steinmabonna auf ihr Kind und uns herabbläht. Besonders holdselig die Jungfrau am Türpfiler vom Heiligen Peter. Eine ebenso lieb- und andachtreizende Verleumdung fand der Marienkult am Portal von St. Agricola, wo eine kindliche Maria das Köpfchen neigt, als lausche sie dem Vallen ihres Kindes oder dem Glöckenspiel, das aus der Höhe des Turmes Jaquemart seit Hunderten von Jahren auf den stillen Kirchenplatz herabfällt. Konne und Ritter schlagen die Zeit an, als Vertreter der geistlichen und weltlichen Mächte. Seit Jahrhunderten stehen sie sich auf dem durchbrochenen gotischen Turmhelm gegenüber, den sich das viel jüngere Renaissance Rathaus angeeignet hat, das unserer im Mittelalter befangenen Seele den Übergang zur Gegenwart vermittelt. Die kommt einem in Avignon fast verwunderlich vor, nachdem man solange auf den Spuren von Petrarca und Laura durch das Mittelalter geschritten.

Alle Völkerschaften wandeln auf der modernen Hauptstraße, die vom Bahnhof zum Rathausplatz führt. Mit weißen Turbans und weißen wallenden Mänteln schreiten vor mir in hohen Reiterstiefeln Spahis, die braunen Söhne Afrikas, über das holprige Pflaster.

Ein Morgen Spaziergang führte mich noch einmal an der fast hunderttürigen Behrmauer entlang, in die winkligen Gassen, die allmählich zum Werktag erwachten, als ich in der Straße der Fürber Petrarcas Fluß noch einmal begegnete. Die Sorge treibt hier wie vor alters die Schöfräder der Fürber, ehe sie sich in die Rhone ergiebt.

Ich kam durch menschenleere vornehme Villenstraßen an schlafenden Hotels vorüber, an Gärten hinter hohen Mauern hinaus zum Friedhof. Dort ruht der englische Philosoph und Nationalökonom John Stuart Mill, ein großer Liebender der Frau eines andern wie Petrarca, der statt Liebes-sonetten eine vielbändige Logik verfaßte, aber, glücklicher als Petrarca, mit der Geliebten in Avignon im Leben und im Tode vereint wurde.

Es lockt mich noch einmal zum Palast der Pächter, dem stolzen Denkmal einstiger Macht und Unmacht. Auch in dem schlafenden Niesen erwacht jetzt das Leben. Eine kleine Tür öffnet sich an der Seite, und eine Prozession von Straßenlehrern scheidet heraus, einer nach dem andern mit geschultertem Besen. Und um mich wirbelt der Staub der alten Stadt.

Das Fleckchen Heimerde.

Von Alice Landsberg (Wiesbaden).

In jungen Jahren war er ausgewandert, und als er zurückkam, ergraute bereits sein Haar. Man sah ihm jedoch noch nicht das nahende Alter an. Seine Gestalt war straff und aus seinen Augen blühte noch die Jugend lang vergangener Zeiten.

Mit geschwellten Hoffnungen war er gekommen, und jetzt stand er mit hängenden Armen vor dem „Großstädtchen“, wie er es bitter nannte, fremd in seiner Heimat.

Er wußte, daß er zu viel verlangte. Die Zeit schreitet vorwärts und reißt mit sich, was da lebt und strebt, weshalb sollte gerade seine Heimatstadt eine Ausnahme machen!

Saß unbewußt lenkte er seine Schritte aus den fein gepflasterten Straßen, auf denen nicht der leiseste Schmutz zu liegen schien, behutsam trat er auf, als fürchte er, einen Toten zu wecken — seine alte Heimat.

Auf dem Friedhof fand er alte Namen und lebendigen traten sie aus den stillen Gräbern mit lachenden Gesichtern, klein von ihren großen Sorgen, und doch so friedlich schlummernd. Auch hier eine Heimat, ein Stückchen Erde, fremd und nur dem Namen nach bekannt.

Durch kleine Parks schritt er, die früher wilde Sträucher bargen. Dahinter hatte er gespielt. Wo waren sie alle hingekommen, der Franz, der Fritz, und der Karl — tot oder auch — fremd.

Er schämte sich nicht der herben Gedanken. Ein Mensch wird immer hart, wenn er enttäuscht wird nach vielen Enttäuschungen.

Je weiter er die Stadt hinter sich ließ, desto einsamer wurde es. Frischer die Luft und klarer der Himmel — dort hinten über der Stadt blieben die Wolken hängen und schauten ihm nach, aber über ihm war er blau und schön — der Heimathimmel.

Der hatte sich nicht verändert — es kam ihm vor, als wenn die Gegend nicht mehr fremd und fast wäre — als ob er gerade diese Stelle, auf der er jetzt gekniet stand, kenne. Warum dachte ihm gerade hier das Herz — warum blieb er wie angewurzelt gerade hier stehen?

Ein Tag stieg vor ihm auf, hell wie der heutige, nur wenige Wolken am Himmel. Da stand er und hielt die Hand seiner Mutter, seiner guten, alten Mutter, die so friedlich unter Bäumen schlief.

„Sei fromm und gut, mein Junge, wenn auch die Welt fremd und böse ist, folge stets deinem Herzen und nicht allzu sehr der Vernunft!“

Und auf diesem Fleckchen Heimerde, das noch unverändert stand, kehrte der fremde Sohn heim. Hier faßte er erneut die unsichtbare Hand der Mutter und tauschte wieder ihren Worten.

Doch war es in Wirklichkeit der Wind und die Sonne, und die Luft und die Erde, die ihn grüßten und willkommen hießen in der Heimat.

Denn jeder Mensch, und sei er noch so lange fort, findet ein Fleckchen Heimerde unverändert wieder, wenn sein Herz danach verlangt in stürmischem Drängen.

Reise u. Verkehr

Eine Skandinavien- und Ostseefahrt der Hamburg-Amerika-Linie. Als letzte ihrer diesjährigen Nordlandreisen führt die Hamburg-Amerika-Linie mit ihrem Veranlagungsdampfer „Oceana“ in den Tagen vom 16. August bis 1. September eine Fahrt durch die Ostsee durch. Ziele der etwa 17tägigen Reise sind die alten nordischen Hauptstädte, zunächst Danzig, dann Reval und Leningrad. Der Aufenthalt in der russischen Hauptstadt wird etwa 1½ Tage umfassen. Von Helsingfors aus erfolgt eine Fahrt durch das finnische Schärengebiet. Auch in Stockholm ist den Teilnehmern reichlich Gelegenheit zur Besichtigung der Stadt und ihrer Umgebung geboten. Nach kurzem Besuch von Wisbo auf Gotland setzt Dampfer „Oceana“ seine Fahrt nach Kopenhagen fort. Über Kopenhagen führt die Reise nach Oslo, ihrem letzten Ziel. Von dort aus findet die Rückfahrt über Kiel und durch den Nord-Ostsee-Kanal nach Hamburg statt.

Scherz und Spott

Vorsicht! „Sie haben eine chronische Beschwerde“, sagt der Arzt zu dem Patienten. — „Ich weiß es“, erwidert dieser, „aber bitte, sprechen Sie leise, Sie ist nebenan.“

Im Autobus „Willy“, sagt die Tante vorwurfsvoll, „weißt du nicht, was mit kleinen Jungen passiert, die lügen?“ — „Ja, die fahren für den halben Preis.“



Soll die Hausfrau erwerbstätig sein?

(Eine Betrachtung vom Männerstandpunkt aus.)

Die Verhältnisse unserer Zeit haben es mit sich gebracht, daß fast jede Frau sich heute nach einem außerhäuslichen Erwerb oder doch wenigstens Nebenerwerb umsieht, um der allzu bedrückenden Ebbe in der Wirtschaftskasse etwas abzuhehlen.

Die Anregungen und Vorschläge für einen Nebenerwerb der Hausfrau, die man jetzt so oft in den Frauenzeitschriften usw. liest, sind gewiß recht beherzigenswert und nützlich, und sicher wäre es in der jetzigen kümmerlichen Zeit recht oft zu wünschen, daß die Hausfrau Verdienstmöglichkeiten fände. Aber ich möchte doch auch gewissen Bedenken hierbei Ausdruck geben, die namentlich dann entstehen, wenn die neben-erwerbssuchende Hausfrau nicht allein steht, sondern eine Familie zu versorgen hat. Man möchte sich doch eigentlich sagen, daß die Hausfrau in diesem Falle gerade Tätigkeit genug hat und neue Pflichten nicht anders als zu ungunsten der alten übernehmen kann.

Der Gedanke, Geld zu verdienen, ist ja sehr lockend; immer aber sollte man sich überlegen, ob dieser Verdienst nicht nur relativ ist. Denn wenn die Hausfrau berufstätig ist, so braucht sie jemanden, der sie im Hause vertritt, und es fragt sich, ob das, was die Hausfrau an barem Gelde verdienen kann, dem entspricht oder es übertrifft, was sie dann für Hilfskräfte anwenden muß, wobei ich noch den günstigsten Fall setze, daß die betreffende Kraft auch wirklich tüchtig ist und nicht noch durch verdorbene Speisen und dergl. zu den Unkosten, die sie ohnehin verursacht, noch Schaden macht.

Auch wenn die Hausfrau sich ohne Ersatzkraft behilft, ist die Sache bedenklich. Denn dann brennt sie ihr Licht an zwei Enden, und die allzu große Überbürdung muß sich notwendigerweise auf ihre Stimmung, auf ihr Familien- und Eheleben ungünstig auswirken. Die größten Verdienstmöglichkeiten der Hausfrau liegen in dem, was sie an Ausgaben durch eigene Tätigkeit und Geschicklichkeit erspart, und hierauf vor allen Dingen sollte sie ihr größtes Augenmerk richten.

Gegen die beiden häuslichsten Formen des Nebenerwerbs, Privatmittagsstisch und Pensionäre, wäre ja nichts einzuwenden, aber es ist zweifelhaft, ob diese beiden Erwerbszweige wegen allzu großen Angebotes noch sehr auskömmlich sind. Außerdem muß man, soll die Sache lohnend sein, sehr billige Bezugsquellen, oder noch besser eigene Produktion haben, wie das ja in kleinen Städten wohl häufig, in größeren aber selten der Fall ist.

Meines Erachtens kommt ein Erwerb nur für die allein- stehende Hausfrau, Witwe oder dergl. in Frage, die kinderlos ist oder deren Kinder schon erwachsen sind. Und eine solche, wenn sie wirklich tüchtige Wirtschaftlerin ist, findet auch heute noch allemal ihr gutes Auskommen. Man sehe sich nur einmal die Anzeigenblätter der Zeitungen und Zeitschriften daraufhin an. Wieviele Wirtschaftlerinnen werden da gesucht, und wie verschwindend klein ist dagegen das Angebot! Hier ist noch wirklich lohnendes Arbeitsfeld.

In diesem Zusammenhange darf ich aber einen Ab- stand nicht unerwähnt lassen: Alle Wirtschaftlerinnen wollen am liebsten nur in „frauenlosem Haushalt“, und dort wollen sie auch alle am liebsten dem Hauswesen nur „vorstehen“, was besagt, daß sie Zimmerreinigen, Geschirrwaschen, Wäsche usw. als untergeordnete Tätigkeiten betrachten. Ebenso ist es mit den jungen Mädchen. Es ist ja gewiß sehr gut und nützlich und nötig, daß der hauswirtschaftliche Beruf jetzt ein immer mehr gehobener wird, zu dem gründliche fachliche und wissenschaftliche (Ernährungslehre, Krankenvsorge, Volks- wirtschaft, Warenkunde usw.) Ausbildung verlangt und ge- geben wird. Aber mir scheint, Hand in Hand mit dieser Hebung des Standes an sich geht auch eine gewisse Überheb- lichkeit. Man dünkt sich zu „sein“, sogenannte „größere“ Ar- beit zu verrichten, die doch mindestens ebenso wichtig und un- umgänglich ist, wie das Kochen und Nähen und Beaufsich- tigen. Das ganze Hausangehören-Elend, das doch im Grunde nur darauf beruht, daß in verhältnismäßig engem Zusammenleben mehrere weibliche Wesen aus ver- schiedenen Kreisen, mit verschiedener Bildung, somit naturgemäß grund- verschiedenem Denken und Empfinden zusammenarbeiten, wäre mit einem Schlage behoben, wenn es wieder Sitte würde, wie bei unseren Vorfahren, die Hausdächter ihrem natürlichen Berufe in sozial gleichgestellten Familien nach- gehen zu lassen, wobei sie sich allen vor kommenden Arbeiten

ohne „Standesvorurteile“ zu unterziehen hätten. Wobei es ja, der Zeitzeit entsprechend, gar nicht unangebracht wäre, diese Hausdächter auch beruflich zu organisieren und ihnen durch ihren Fachverband oder wie man es sonst nennen wollte, einen gewissen Schutz und Rückhalt zu geben, etwa gegen uneinsichtige oder übelwollende Arbeitgeberinnen.

Eine solche Umstellung des Denkens wäre auch ein Segen für manche überlastete Familienmutter und Hausfrau, die einer Hilfe dringend bedürfte. Gewiß würde sie hierbei die- jenige einer erfahrenen Kollegin vorziehen, aber die Haus- frau, die einmal selbständig gewesen ist, fügt sich nur sehr schwer unter die Führung einer Geschlechtsgenossin; sehr bald gibt es dann Rang- und Kompetenzstreitigkeiten. Da ist schon besser das junge oder auch ältere Mädchen, und da wäre es allerdings sehr viel wert, wenn eine Familie eine wirkliche Stütze und Hausgenossin aus den ihr nahestehenden Kreisen bekommen könnte.

Hierzu ihre Töchter auszubilden und ihnen nicht nur eine gute Verdienstmöglichkeit zu eröffnen, sondern sie früh- zeitig auf eigene Füße zu stellen und so die eigenen Finanzen zu entlasten, das wäre meiner Meinung nach ein zwar indirekter, aber wohl der lohnendste Nebenerwerb der — nicht alleinstehenden — Hausfrau! Ein Familienvater.

Hauswirtschaftliches.

Apfelsaftkaltshale. ¼ Pfund Äpfel, 3 Orangen, 100 Gramm Zucker, ¼ Liter Wasser, ¼ Liter alkoholfreier Weißwein, Zitronensaft. Die Äpfel werden geschält, gewaschen, in feine Scheiben geschnitten und rasch in das Wasser geworfen, da- mit sie schön weiß bleiben. Dann setzt man sie mit dem Wasser zum Feuer, gibt den Zucker dazu, kocht sie weich und macht sie mit etwas Mondamin sämig. Inzwischen schält man die Orangen, schneidet sie in dünne Scheiben, wobei man die Kerne vorher wegnimmt, da die Scheiben sonst bitter schmecken. Nun legt man diese in eine Schüssel und gießt die Äpfel darüber. Vor dem Anrichten gießt man den Wein und Zitronensaft nach Geschmack dazu und gibt würf- lig geschnittenen Zwiebeln darauf.

Aprikosenkaltshale. 12 Aprikosen, ¼ Liter Wasser, zwei Eßlöffel voll Zitronensaft, 80 Gramm Zucker. Man schält die Aprikosen und schneidet die Hälfte davon in Scheiben, die man in eine Schüssel legt. Nun kocht man den Zucker in Wasser auf, gibt die andere Hälfte der abgeschälten Aprikosen hinein und kocht sie weich. Dann schlägt man alles zusammen durch ein Haarsieb und gießt die Brühe zu dem anderen in die Schüssel, dazu den Zitronensaft. Man gibt kleine Vanillebiskuits dazu.

Himbeeraltshale. 1 Liter Himbeeren, ¼ Liter Wasser, 1 Eßlöffel voll Zitronensaft, 120 Gramm Zucker, 20 Gramm Mondamin. Man preßt die Himbeeren durch ein Haarsieb, vermischt das Zurückgebliebene mit ¼ Liter Wasser und schlägt dies nochmals durch das Sieb. Dann löst man in ¼ Liter Wasser den Zucker und ein wenig Mondamin auf dem Feuer auf und gießt dies, sowie den Zitronensaft ebenfalls zu dem Fruchtst. Man richtet die Kaltshale über kleinen Vanillebiskuits an.

Johannisbeeraltshale. 1 Liter Johannisbeeren, ¼ Liter Wasser, 300 Gramm Zucker, 20 Gramm Mondamin. Man preßt die abgezupften Johannisbeeren aus, verrührt die zurückgebliebenen Hülle mit ¼ Liter Wasser und gießt dies durch ein feines Haarsieb zu dem ausgepreßten Saft. In der anderen Hälfte des Wassers löst man den Zucker und ein wenig Mondamin auf und gießt dies ebenfalls zu dem Fruchtst. Man richtet die Kaltshale über Zwiebelstücken an.

Pfirsichaltshale. 10 Pfirsiche, ¼ Liter Wasser, 80 Gramm Zucker, 1 Eßlöffel voll Zitronensaft. Man schält die Pfirsiche, schneidet die eine Hälfte in Scheiben und legt sie in eine Schüssel, indem man den Zucker dazwischen streut. Die andere Hälfte der geschälten Pfirsiche kocht man mit dem Wasser und ein wenig Mondamin auf, streicht sie durch ein Haarsieb und schüttet sie über die frischen Pfirsichscheiben in der Schüssel. Beim Anrichten gießt man kleine Vanillebiskuits dazu.

Milch, die nicht säuern soll, muß man mit einer Zucker- zugabe abkochen. Auf ein Liter Milch ein gestrichener Eß- löffel Zucker. So bleibt die Milch einige Tage gebrauch- fähig, auch im Sommer.